

Kriegsbrief aus Deutschland.

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 18. Sept. 1915.

Bereits zehnmal haben die Franzosen mit einer großartigen Offensive von Belfort aus gedroht, es ist aber nie etwas daraus geworden. Jetzt melden die Schweizer Blätter, daß sehr starke Massen hinter Belfort zusammengezogen werden, sowie daß italienische Truppen durch den Mont Cenis und über die Riviera nach Südfrankreich fahren. Die Schweizer befürchten sogar, daß es zu einer Verletzung ihrer Grenze kommen werde. Jedenfalls sind von der Schweiz große Vorbereitungen am St. Gotthard und den westlichen Alpenpässen getroffen worden. Auch die weitesten Angriffe der Franzosen auf die Vogesenpässe lassen die Deutung zu, daß man Vorbereitungen zu einer Verdrängung des bedrängten Vorstoßes nach dem Rheintal trifft. Es läßt sich noch nicht beurteilen, ob diese Fälle ernst zu nehmen sind. Jedenfalls würde sie die Deutschen nicht unvorbereitet treffen.

Die Not der Russen war derartig gestiegen, daß man den Eisenbahnwagen beschaffen mußte, ohne jede Rücksicht darauf, daß dieser Eisenbahnwagen die wichtigsten Entlastungsmittel und bisher der mächtigste Mann in Rußland gewesen war. Seit etwa 10 Tagen werden die Trümmer des russischen Heeres angeblich vom Jaren geführt, in Wirklichkeit über die Führung geht drei Generale aus. Um rasch mit einem Erfolg auszuweichen zu können, wurde der letzte Soldat der Garnison der ostpreussischen Städte herbeigeholt, den flüchtenden Heeren wurden anscheinlich Verstärkungen gegeben und so ist es dem im Südosten befehligenden General Ivanow gelungen, das Bolschewische Heer etwa 10 Kilometer zurückzubringen. Die übrigen russischen Heere haben keinerlei Erfolge zu verzeichnen. Sie flüchten weiter nach Osten. Auch Wolhynien hat wieder den Russen in seiner neuen Stellung und jeden weiteren Angriff mit furchtbaren Verlusten für den Feind abgewiesen. Mordens großes Heer und die mittleren Gruppen der Hindenburgs Armee, zusammen sicher über eine Million Mann, haben die Sumpfländer hinter sich und sind nun in Troaden. Wohin die Fahrt geht, weiß man noch immer nicht. — Im Norden (Kaukasus) sind große Fortschritte gemacht worden, trotz hartnäckigen Widerstandes der Russen. Das Ziel scheint die Vernichtung der russischen Hauptmacht zu sein, nicht ein Weggehen mit den bisherigen Erfolgen, nicht, festhalten einer geeigneten Stellung, wodurch wohl die Hälfte der verbündeten Heere für andere Aufgaben frei würde. — Vielleicht ist das eigentliche Ziel unserer Führung noch gar nicht festgelegt, sondern die Entscheidung darüber bleibt abhängig von der Entwicklung der Dinge auf dem Balkan. Das feindliche Heer im östlichen Ende von Galizien wird sich seiner angeblichen Erfolge über General Bohmer nicht lange erfreuen können, denn es ist bereits bedenklich hinter sich und heute wird bereits die Raumnahme von Kiew durch die Russen gemeint. — In Petersburg schätzt man die Zahl der in Rußland auftretenden deutschen und österreichischen Heere auf 2.800.000 Mann. Die Lage der Russen ist jetzt so, daß sie wahrscheinlich lieber zu gering als zu hoch einschätzen, um das Volk nicht noch mehr zu beunruhigen.

Nach Süden, nach dem türkischen Kriegsschauplatz soll man jetzt die Blitze richten. Ruß ist nicht auffallen, daß sich England an den Dardanellen trotz furchtbarer Verluste mit so großen neuen Kräften einsetzt? Geschieht das Rußlands wegen? Das wäre ganz und gar unbillig. England kämpft dort für die eigenen Interessen. Gelingt ihm die Zermürung der Türkei, so ist die ägyptische Gefahr beseitigt, und zugleich die noch ferner liegende Gefahr, daß Deutschland sich in späterer Zeit ein großes Kulturgebiet in dem türkischen Hinterlande schaffen kann, durch welches die Bagdadbahn führt.

Ein Zispel des nordöstlichen Serbiens liegt gegen Bulgarien vor. Es ist nur ein kleines Gebiet. Fällt dieser Zispel in die Hände der Zentralmächte, so kann dem Durchmarsch eines Heeres durch ein feindliches Bulgarien, welches reichlich entlohnt werden könnte, kaum noch Schwierigkeit sein. Man hätte damit eine sichere Straße von der Donau nach Konstantinopel. Dort unten im Südosten kann England am empfindlichsten getroffen werden. Ein von Deutschland und Österreich verstärkter Züge wäre unüberwindlich. Nur durch die Türkei führt der Weg nach Suez und nach Bagdad.

Um zu begreifen, welcher Umwälzung sich auf dem Kriegsschauplatz im Osten vollzogen hat, muß man folgende Ziffern erwägen. Rußland hatte in Galizien österreichisches Gebiet besetzt am 12. Juni: 34.250 Quadratkilometer, am 4. September aber nur noch 5.900 Quadratkilometer, demnach 28.350 Quadratkilometer verloren. Deutschland und Österreich hatten am 12. Juni

in Rußland besetzt: 81.000 Quadratkilometer, am 4. September aber 225.160, also weiter gewonnen 144.160 Quadratkilometer. — Jeden Tag schwillt dieser Landgewinn an. In Belgien halten die Deutschen 29.000, in Frankreich 21.700 Quadratkilometer feindliches Gebiet. Das gesamte Hauptland der Verbündeten umfaßt eine Ländermasse von dem Umfang der Hälfte des Deutschen Reichs. — Österreich hält 1.720 Quadratkilometer feindliches Land. — Die Franzosen halten 730 Quadratkilometer deutsches Gebiet in den Hochjosefs, die Italiener 245 Quadratkilometer in Trient. Letzteres ist meistens von Österreich bei Kriegsbeginn geräumtes Gebiet.

Die königlich britischen Zeitungen in Amerika werden sichtlich den Inhalt eines allerdings Aufsehen erregenden Artikels der Neuen Züricher Zeitung vom 8. September gefoltert haben, natürlich in der in den britischen Parteiblättern beliebten Verdrehung. Es handelt sich dabei um den Konflikt Bethmann-Tirpitz bezüglich der abgeschwächten oder der schärferen Führung des Unterseebootkrieges. Die Bethmannsche Auffassung, sagt das Züricher Blatt, habe gegolten, wie aus dem Entgegenkommen Bernstorffs gegen Präsident Wilson ersichtlich, und wie auch der Wechsel in hohen Kommandos der deutschen Flotte darlege (die verdienstvollen Admirale Behnde und Lachmann haben ihre Plätze im Admiralsstabe gegen andere an der Front vertauscht). Jerner habe Tirpitz seinen Rücktritt angeboten, weil er „faltgekehrt“ worden sei und das Ohr des Kaisers nicht mehr erreiche. Der Kaiser habe ausschließlich auf Bethmann, Falkenhahn, Rabinowitsch und Admiral von Müller. Allerdings bleibe Tirpitz noch im Amte, da sein Rücktritt vom deutschen Volke nicht verstanden werden würde, er züble sich aber überflüssig und demgemäß unbescheidig. — Es würde zu weit führen und auch unangebracht sein, die übrigen Angaben der Züricher Zeitung weiter zu verbreiten. Ich erwähne die Sache überhaupt nur, weil sie ja auch nach Amerika hinüberfließt.

Die deutsche Presse schweigt zu den Züricher Meldungen. Nur die Rheinisch-Westfälische Zeitung, das Organ der Mitteldeutschen und der westlichen Schwerkriegsindustrie, bringt einen Artikel, in welchem der Kaiser beschworen wird, seinem treuen Tirpitz auch ferner Vertrauen zu schenken. Auch Hindenburg wird ohne jeden rechtlichen Grund (S. ist nur Soldat und steht der Politik völlig fern) von der W. W. Ztg. in jener Verbindung genannt. Dieser Artikel wird sogar von dem gewiß vorzüglichen Dresdener Anzeiger abgedruckt.

Eine Unstimmigkeit zwischen dem Reichszentraler und Großadmiral Tirpitz soll sehr leicht eintreten, wenn man bedenkt, wie stark der Seerrieg in das politische Gebiet eingreift und wie sehr ein solcher Krieg die Interessen der Neutralen berühren muß. Dem Kaiser mag ein Vergleich mit Amerika wertvoller dünken, als ein solches Anpassen des Bogens, welchen Tirpitz führt. Bethmann, der verantwortliche Politiker, glaubt durch die Eröffnung der Bezugsquellen aus Amerika und durch den Verkauf einer Sperre der amerikanischen Geldquellen für den Feind einen größeren Vorteil für Deutschland zu erblicken, als durch Verhängung des U-Bootkrieges, und die daraus vielleicht hervorzurufenden weiteren Konflikte mit den Ver. Staaten. Tirpitz aber steht naturgemäß eher auf dem Standpunkt der Waffenbetätigung. So liegen die Konfliktsursachen zwischen diesen beiden führenden Männern gleichsam in der Luft und es wäre durchaus nicht erstaunlich, wenn es zu einem Zusammenstoß gekommen wäre.

Hoffentlich ist der Konflikt jetzt beseitigt. Der Reichszentraler hat sich in der amerikanischen Frage durchgesetzt. Er ist nicht der Kaiser, wie es Bismarck war, und er wird hoffentlich einen Weg finden zum Zusammenarbeiten mit Tirpitz. Das deutsche Volk würde es allerdings nicht verstehen, wenn irgend etwas, das auch nur in entferntester einer Demütigung seines Abgottes Tirpitz ähnlich sähe, eintreten würde. Mit dem Burgfrieden wäre es dann vorbei. Triumphieren aber würde England, welches in Tirpitz seinen stärksten Gegner erblickt, und welches keinen anderen Mann so sehr fürchtet, als diesen deutschen Seehelden.

Nach heutigen Anbelberichten sollen sich Bernstorff und Lansing gegenseitig haben in allen Streitfragen zwischen Deutschland und den Ver. Staaten. Und auch von einem sehr starken Umschwung in der öffentlichen Meinung Amerikas zugunsten Deutschlands wird berichtet. Solchen Meldungen gegenüber ist ein gewisser Pessimismus sichtlich berechtigt. Trotzdem bin ich der Meinung, daß die Sache Deutschlands in Amerika bald in günstigerem Lichte erblickt werden wird. Solche Tatsachen, wie sie unsere herrlichen Truppen jetzt in Rußland vollbringen, müssen Wirkungsvoll sein, namentlich bei einem Volke von Erfolgsgeboten. Im übrigen bedeutet es gar nichts, was die

Masse der Anglo-Amerikaner über die Kriegsfragen denkt. Die meisten werden sich außerdem weit mehr für das Baseball-Spiel interessieren, als für das größte Ereignis der ganzen Weltgeschichte.

Rußland richtete gestern einen Verweissungsschreiben nach England. Man möge sofort sechs Millionen Rubel schicken, sonst müßten die russischen Flüchtlinge verhungern! Also Rußland hat nicht einmal Geld genug, um die sechs Millionen Polen, Juden und Deutsche, deren Dörfer und Felder die Kosaken verbrannt haben, zu ernähren. Diese unglückseligen Menschen, welche mit ihren Frauen und Kindern von ihrer eigenen Regierung aus ihren Heimatländern vertrieben sind und nun schon viele Wochen auf den Landstraßen, in den Wäldern und Sümpfen Westrußlands umherirren, sind der Gnade und Fürsorge Englands empfohlen! Bedenke es da noch eines Beweises, in welchem Zustande der Zerrüttung sich die russischen Finanzen befinden? — In der Duma sagte der Kadettenführer Schingorow: Die Verbündeten kämpfen für eine gemeinsame Sache, sie müßten deshalb einen gemeinsamen Geldbeutel haben. Es sei schon schlimm genug, daß sich das Land auf weitere „Steuerunbarmherzigkeiten“ gefaßt machen müsse! 6,043 Millionen Rubel (etwa 13 Milliarden Mark) habe Rußland schon für den Krieg geopfert. Wenn es bis zum Frühjahr kämpfen solle, so bedürfte es weiterer 6,000 Millionen Rubel, die müsse England schaffen, oder Rußland könne nicht mehr mittan!

Wie steht es nun mit England, das jene 6,000 Millionen Rubel beschaffen soll? Den Amerikanern braucht man ja kaum noch zu sagen, wie es dort steht. Sie gehen ja jetzt das erbauliche Schauspiel, das reiche Britannien im Weltkriege vor den Forten Morgans zu finden. Tausend Millionen Dollars will England sofort in Amerika pumpen und zwar zu 5 Prozent, einem für England doppelt so hohen Zinssatz als man früher bezahlte hat. Englands Kriegskosten betragen jetzt 5 Millionen Pfund (25 Millionen Dollars) per Tag. Seine Einnahmen nur 750.000 Pfund per Tag. Dabei steigen die militärischen Ausgaben täglich. Wo soll da noch Geld für Rußland herkommen?

Frankreich betritt gleichzeitig bei Morgans. Seine Kriegsanleihen im eigenen reichen Lande sind jammervoll ausgefallen. Man beifällt sich mit der Notpresse. Frankreich hatte am 1. August schon 13,223 Millionen Papiergeld im Umlauf, mehr als doppelt so viel als Deutschland. Die Goldbede dafür ist unter 30 vom Hundert gefallen! In einem amerikanischen Finanzblatt lese ich, daß am 26. August in New York der Dollar 5,98 1/2 francs wert war, und daß man 6,48 italienische Lire für einen Dollar nahm! Der britische Sterlingkurs war niedriger als seit 1817, nämlich 4,63 1/2. Vagegen hatte der Kurs der Reichsmark in New York 10 1/2 Points gewonnen. — Die Sache steht tatsächlich so: Rußland ist bankrott, Italien steht am Rande des Bankrotts, England und Frankreich haben sich auf Amerika angewiesen. Vielleicht borgen sie dort die jetzt nötigen 1,000 Millionen Dollars. Aber wie lange wird diese Summe reichen? Wird Amerika weiter borgen? Was soll geschehen, wenn dort der Kredit verweigert wird?

Und Deutschland? Höre ich fragen. Deutschlands Goldvorrat nimmt beständig zu. Am 7. September 1914 betrug er 1,580,148,000 Mark, am selben Tage 1915 aber: 2,413,833,000 Millionen. Die Goldbede für den Umlauf deutschen Papiergeldes hat noch nie unter 40 Prozent betragen! Kriegsanleihen hat Deutschland bisher 13 1/2 Milliarden im eigenen Lande ausgenommen. Jetzt erhebt man gerade die dritte Anleihe. Am 22. September wird diese Anleihe geschlossen. Bis dieser Brief zum Druck gelangt, wird das Ergebnis bekannt sein. Die Zeichnungen haben bisher glänzende Resultate ergeben, bessere selbst als bei der zweiten Anleihe, die über neun Milliarden brachte. Der britische Finanzminister sagte kürzlich: Die deutschen Anleihen seien gar kein Kunststück, denn das deutsche Volk borge sich das Geld selbst! Das ist vollkommen richtig. Wohl dem Volke, das nicht ins Ausland betteln zu gehen braucht, das das Kriegsgeld selbst aufbringt und auch die Zinsen dafür selbst einzieht. Ja, das ganze deutsche Volk bringt das Geld auf. An der zweiten Kriegsanleihe beteiligten sich 2,691,000 deutsche Sparere. Das kann kein anderes noch so reiches Volk den Deutschen nachmachen. Die dritte Anleihe wird noch weitere hunderttausende von Deutschen zum Zeichnen bringen, denn jetzt haben die kleinen Sparere weit günstigere Zahlungsbedingungen als früher, es werden kleinere Zahlungen angenommen.

Ich komme oft auf diese Finanzfragen zurück, denn sie sind reichlich so wichtig als Mitteilungen über den militärischen Fortgang des Krieges. Es ist sogar möglich, daß der Frieden, wenn er endlich kommt, mehr eine Folge der finanziellen Erschöpfung der Mächte sein kann, als eine Folge

der dann bestehenden militärischen Lage. Zu wissen, daß Deutschland in finanzieller Beziehung heute besser und sicherer dasteht, als irgend eine der feindlichen Mächte, das ist ein schöner Trost und eine lautere Quelle berechtigter Siegeszuversicht.

Vor zwei Wochen jäherten sich jene wunderbaren Siegestage des Kriegsanfangs. Die Deutschen haben sie nicht gefeiert, wir stehen noch mitten im Kampfe und so fest ist später Zeit. Die Franzosen haben aber das, was sie ihren Sieg in der Marne-Schlacht nennen, sehr pompös gefeiert. Aber war denn das ein Sieg? Wertwirdig, erst nach Monaten hinweg die Franzosen an, von einem solchen Siege zu reden. Was ist in jenen Tagen, etwa vom 7.—12. September 1914, in Frankreich geschehen? Sechs große deutsche Heere brachen damals über die belgische Grenze vor. Der rechte Flügel, Klud, hatte beständig zu kämpfen, die übrigen Heere fanden nur wenig Aufenthalt. Die vordersten Lanenposten hatten schon den Eiffelturm von Paris in Sicht. Die Mitte dieses Millionenheeres drang zu ungestüm vor, namentlich das sächsische Heer unter Hausen war schon durch Chaumont marschiert. Dabei hatte Hausen die Fühlung mit seinem westlichen Nachbarn, General v. Bülow, verloren, sowie die Verbindung mit dem anderen Nachbarn, der Armee des deutschen Kronprinzen, welche in den Argonnen aufgehalten worden war. In die Lücke zwischen Hausen und Bülow fügte sich Joffre mit zehntausend Lebermacht und die armen Sachsen büßten den allgütigen Vorwärtsschritt ihres Führers mit entsetzlichen Verlusten. Aber die Franzosen erlitten dabei wenig Ruhm. Der Rückzug der Deutschen von der Marne bildete vor der schon vorbereiteten Stellung an der Aisne vollzog sich glänzend, die Kriegsgeschichte bietet wenige Ruhmestaten wie den Rückmarsch der am meisten gefährdeten Fliegerarmee des Generals von Klud. Und auch die Sachsen erzielten noch einen großen Erfolg. Ihre Nachhut machte kehrt, lieferte den verfolgten Franzosen eine siegreiche Schlacht und danach hörte die Verfolgung auf. Wäre sie fortgesetzt worden, so hätte es für die durch die wochenlangen Gewaltmärsche völlig ausgepumpten Sachsen zu einer Katastrophe werden können. So haben die Franzosen wohllich wenig Grund, am Jahrestag dieser Marne-Schlacht zu triumphieren. Gewiß sind die deutschen Heere damals nach der Aisne zurückgenommen worden und dort stehen sie noch heute. Sie müßten zurück, weil einzelne Teile des Heeres zu rasch nach Paris wollten. Aber eine wirkliche Niederlage für die Deutschen war das nicht.

Die Engländer haben den „Sieg“ an der Marne nicht mitgefieiert. Der britische Budget juckt noch immer von den furchtbaren Schlägen, welche Klud bei Mons und St. Quentin aussteilte. Die britische Reiterei hatte über 60 Jahre von ihrem Ruhme bei Balakawa (Krimkrieg) gezehrt. Bei Mons fand sie einen anderen Gegner. Die westfälischen und hannoverschen Lanzen kamen wie ein Ungevierer über die britischen „Crad“ Regimenter und die englischen Standarten wurden durch den Staub geschleift. Es war die erste und bisher die einzige Reiter-Schlacht dieses Krieges. Der Tag von Mons zeigte den Engländern die Furchtbarkeit des deutschen Angriffs und sie erkannten zu ihrem Schrecken, daß die eigentlichen Sieger von Waterloo noch immer dieselben Teufelsteine sind wie vor 100 Jahren.

Die ideale Bombardierung.

Hat einer keine Anbeide nicht, Da hat er nicht je laden, Denn ohne Anbeide, sagt er sich, Da ist ihm nicht zu machen.

So geht's an' jeden in der Welt, In Menschen wie in Vieiden, In gar form Schland hat 'ne new Geld An mehrichten se bebeden.

So macher dade gerne mal Sich noch etwas erleiden, Doch hat er nicht, da is's sadal, Da muß er sabbile liegen.

Ru gib's ja ein edle Seelen, die Iff Wunderjansen borgen, Doch zu was macht firt das nie, Ne nee, das machet bloß Sorgen.

Die ideale Bombardierung — Was ist, was ich ich sage — Das is de edelste Wajzen, Is England heidgedage.

Das bumbt ja in der gausen Welt In alle saulen Wrieder In freid — Ich schre druff — sei Welt In Löwen niemalds wieder.

— Liebevoll. Füllier (auf Urlaub): Ich weiß nicht, Minna, seitdem ich aus dem Schützengraben bin, — hier zu Hause, leide ich an Appetitmangel.

Frau: Sei doch froh, Mann, das Essen ist jetzt sowieso kaum zu bezupfen.

— Gefährliche Sache. Junger Mann (zum anderen): Du bist zu Meiers geladen? Da sei mir vorsichtig, die haben sechs Töchter, dort ährt alles aufs Heiraten, sogar die Kinder spielen den ganzen Tag — Standesamt!

Der verwundete Krieger.

Von Gutti Wfe..

Dore Steiger stand an einem Fenster der dritten Etage des alten spitzgiebeligen Hauses und ließ ihre Blide über den breiten Fluß wandern, auf dessen frühlingserklärter Fläche niedrige Dampfzähren kauerten und große Schiffe mit hochstrebendem, wellenartigen Takelwerk hin und her schwankten, während flinke Segler und Ruderboote wie fabelhafte Fischungeheuer einer geheimnisvollen Ferne entgegenstürzten. In aller Hast hoben an jenseitigen Stromufer schnelle, breitschultrige Männer mit schweißigen Kielesäulen Säde und Tonnen hinauf und hinab, Zurufe schallten durch die frischste Luft, Prisse schrillten, Krane flogen kreischend in die Höhe...

Hinter den schlanken Kirchtürmen, dem mächtigen Gemäuer und den massigen Speichertürmen der alten ostpreussischen Handelsstadt barg die stolze Sonne verblutend ihren Abstieg. Zergendene ferne Kirchenglocke gab ihr das Abschiedsgeläute. Und ein vom Meere beschwinger Frühlingswind fuhr hastend um die Ecken der wintigen Gassen, raste ein wenig in den dunklen Vorbögen alter Handwerksläden, um mit neuem jugendlichen Ungestüm in die vom Kriege verlebte Provinz hinauszuföhren.

Ihre Blide folgten der Richtung des flüchtigen und verloren sich fern über dem Dächerwirrwarr in die schweigende flache Landschaft jenseits des Flusses, bis in jene Weite, da Feld, Wiesen, Himmel und Meer in das Unendliche zusammenzuschießen schienen.

Ein fahler, grünlicher Schein lag einige Augenblicke lang gepenstlich über dem unten ausgebreiteten Blide. Dann überzog der Himmel sich mit einer hier safrangelben, dort zartroten Lohse: der Widerschein der in der Stadt angezündeten Lichter.

Da kam es ihm, von ungefähr in den Sinn, daß dies Fenster, vor welchem sich die Stadt ausbreitete, mit ihrer Arbeit, ihrer Lust, ihrer täglichen Laubbild und nächtlichen Stille, ihren Leidenschaften, ihren Hoffnungen und Enttäuschungen, — dies Fenster, vor welchem das Dasein träumte und litt, ihrem Leben gliche, aus dessen engem Rahmen auch sie, unbeteiligt, fühllos, auf das Wirken und Streben, Werden und Vergehen der Menschheit und der Natur hinausschaute... seit jenem Tage, der sie vor fünfzehn Jahren zu einer Lebendtoten gemacht hatte.

Es mochte zehn Uhr sein, als ein gelendes Läuten sie jäh aus ihrer Versunkenheit in die Wirklichkeit zurückrief. Bald darauf pechte es an der Tür.

„Verzeihen Sie, bitte,“ sprach die Eintretende auf ihr aufforderndes „Herein“, „ich komme in größter Eile. Ein Trupp Schwerverwundeter von den Grenzstämpfen ist eben angelangt. Wichtig Soldaten. Es fehlt uns für zehn Mann Unterkunft... Und da die Räume unter Ihnen gerade unbenutzt und gut eingerichtet sind...“

„Schaffen Sie sie nur gleich dorthin...“ Mein Bruder wird mit der Verwendung seiner Wohnung einverstanden sein...“

Durch die Räume, in denen vor kaum verfloßener Zeit der Jahaber der jahrdauernden, großen Noederreife Ruhe und Erholung gefunden, wenn er nach Tagesmühe aus den mit pulsender Tätigkeit erfüllten unteren Geschäftszimmern in sein behagliches Heim hinaufgestiegen war, schritten nun, ernst und wichtig wie die Zeit, die Kranenträger mit ihrer traurigen Last. Ein Arzt von zwei Samariterinnen aus dem in benachbarten Hause aufgeschlagenen Hilfslozaretz unterstützte, ordnete mit leisen und doch bestimmten Befehlen das Waschen, Verbändern und Umbetten der Verwundeten in die breiten, bequemen Lagerstätten des Patrizierhauses, während Dore, die tiefen Danziger Schränke und Truhen noch immer neuem Linnengewebe durchwühlte...

Die ungewohnte Berührung mit den vielen unbekannten Menschen, denen sie seit so vielen Jahren schon aus dem Wege ging, die greifbare Nähe von Krieg, Wunden und Tod, welche ihr bisher nur aus der Zeitung bekannt gewesen waren, das Stöhnen und Wimmern der neuerbundenen Dulder, all dieses Tatsächliche ließ die Erinnerung an das träumende Hindämmern ihres bisher verbrachten Daseins wie eine öde, endlose Steppe vor ihr auftauchen, in welcher sie während der besten fünfzehn Jahre ihres Lebens ununterbrochen eine nagende, giftige Erinnerung umhergeführt hatte, bis aus einflüchtiger Liebe Haß, und schließlich Verachtung und Menschenfeindschaft geworden war...

Kaum wahrnehmbar hatten die Stunden ihre Runde durch die Nacht gemacht, während Dore mit trampfhaft zuckenden Lippen und Händen ihr in einer unerklärlichen Aufwallung angetretenes Wächtertamt ausübte, an welchem nur noch eine ältere Krankenschwester teilnahm. Die meisten der verwundeten Eingelieferten waren in einen tiefen Schlaf dr Erschöpfung gefallen. Andre stöh-

ten von Zeit zu Zeit... Und nur einer von ihnen, dessen Körper von unzähligen Bajonettschlägen durchschert war, warf sich in irren Fieberträumen hin und her. Einzelne Schreie wurden hörbar, formten sich zu Worten, zu ganzen Sätzen. Dann klang es mit pathetischer, halb singender Stimme, welche sich unheimlich an den Wänden des fast dunklen Raumes brach:

„Da kommt sie und wandelt! Ich eile sobald, Ein singender Vogel, Zum buschigen Wald. Sie weilt und horcht Und lächelt mit sich: „Er singet so lieblich, „Er singt es an mich...“ Und singt es an mich...“

Dore war aufgesprungen, mit vorgestreckten Händen, wie ein wehlozes Kind, das Schlägen ausweichen will. Und auch in ihrem Gesicht stand derselbe schreckhafte Ausbruch, der hilflosem Kinderweinen vorzuzugehen pflegt. Bolter Entsetzen bildete sie zu dem Fiebernden hin, welcher die Gottschändliche Verle in dieser ihr allein vertrauten Singform vor sich hinsummte, deren Melodie der Treulosigkeit, auch als er bereits einen Namen unter den zeitgenössischen Komponisten errungen, nicht zu veröffentlichen gewagt hatte... Ob aus einem letzten Rest von Scham, oder um seine Zugehörigkeit zu jener Zeit der Lüge zu verleugnen... was hätte ihr noch daran liegen können, alle die Jahre hindurch?

Ein Frösteln überließ ihre Glieder... Und plötzlich erinnerte sie sich des Einbruchs, den dieser mit dem Eiferen Kreuze ausgezeichnete Krieger bei seiner Entlieferung bedroht haben hatte. Die Kleider hatten zerlegt an seinem aus unzähligen Wunden blutenden Körper herabgehungen, und schienen nur noch durch die liebensgeliebten Stroghenmütze zusammenzuhalten. Lecker Stirn und Kinn waren Keinentappen geworden, aus denen der rote Lebensstrom hervorsickerde, und in seinen Augen flatterte der letzte Glanz dieser Erde... Er mußte sich im Hastkamp wie ein Ruderer um seine Heimatprovinz Dhprenen geschlagen haben...

Die einzige übriggebliebene Wachs-terze, welche einen matten Schein über das Krankenzimmer warf, zertropfte sich in langen, weissen Fäden... Und vor den Fenstern kämpfte die dunkle Nacht mit der fahlen Morgen-dämmerung, die hartnäckig ihre Rechte in Angriff nahm.

Dore war vor dem Bette des Lebendtoten in die Knie gesunken.

Wie geringfügig, wie verächtlich ihr der Gram um ihr verlorenes Dasein jetzt erschien! Sie spottete seiner, den sie mit so großen Worten genähert! Der Verwundete hatte ihr Mädchen-dasein enttäuscht, ihr Frauenchickal um sein Liebesleben betrogen? Was zählte dies im Vergleich zu der Klugheit, der Todesverachtung und dem Martyrium, das er auf sich genommen aus Liebe zu seiner Heimat, seinem Vaterlande! Hatte er sein Leben nicht in die Schanze geschlagen für das Wohl und Wehe aller seiner Brüder? Er, der Held, der verwundete Krieger, das Symbol des Muthers, dessen Leib um Ueberzeugung und Treue verblutete...

Ein erlösendes Schluchzen quod aus ihrer Brust empor. Er öffnete die Augen...

„Bergib...“ sammelten seine todblickenden Lippen.

„Ich habe nichts zu vergeben... nur zu danken...“ hauchte sie.

Drüber begannen Ketten zu klirren, Pfeifen zu gellen... Der Morgenwind flog über den Strom und die siegreich heraufsteigende Morgensonne malte einen blauen Streifen auf zwei ineinander verschlungenen Handpaare.

Der Käse gleicht dem Engländer, Man kann ihn nicht riechen. Auch muß man ihn, wenn er zu mäßig wird, hermetisch abschließen.

Die Kriegslüge gleicht einem Kriegs-Portemonnaie. Man bedient sich ihrer nur, um den Schein zu wahren.

Das Messer unterscheidet sich von dem Engländer dadurch, daß es Schiffs durch scharfes Aufschneiden beweist, während der letztere damit keine Ungefährlichkeit zu erkennen gibt.

— Vor j. J. Junger Mann (zum Freund): Bei den Musterungen haben sie mich nicht genommen, freiwillig haben sie mich nicht genommen, so ist mir das Leben jetzt zu friedlich, ich — heirate!

— Ein höflicher Mensch. Sonntagsreiter (der vom Gout herab mitten in eine plaudernde Frauengruppe fällt): Verzeihung, meine Damen, daß ich Ihnen in die Rede falle!

— Gut gegeben. Schmittler (der einen Schützengraben bespätigte dort, zum Feldwebel): Na, das ist ja ganz nett, ganz wohllich eingerichtet! Feldwebel: O ja, nur zu viel Vertikation haben wir!